

«Zeitenwende»? 

STIFTUNG  
BRUDER KLAUS

MITTEILUNGSBLATT **3** **22**

AUGUST 2022

Zum Geleit.....	3
Eine gefährliche Irrlehre.....	5 – 18
<i>Die theologische Begründung für den russischen Nationalismus</i>	
Eine Kirche rechtfertigt den Krieg .....	19 – 23
<i>Eine Geschichtskonstruktion legitimiert die Hetze</i>	
Am Rand der blutigen Konflikte .....	24 – 34
<i>Ein Schriftsteller spricht mit allen Seiten</i>	
Ein physikalischer Blick ins Jenseits .....	35 – 42
<i>Ein Naturwissenschaftler macht Mut zur Bescheidenheit</i>	
Die Sehnsucht nach der wahren Glaubensgemeinschaft.....	43 – 45
<i>Ein Filmemacher berichtet vom Weg seiner Familie</i>	
«Von Liebe wegen»: .....	46 – 47
<i>Die Installation zum Bruder-Klausen-Brief in Winterberg ZH</i>	
Zusammenkünfte.....	48 – 49
Gottesdienste.....	50

«Friede ist allweg in Gott», schreibt Niklaus von Flüe, und legt dann seinen Landsleuten dar, auf was sie achten müssen, wenn sie diesen Frieden suchen und bewahren möchten.

Nun herrscht wieder Krieg am Rand Europas. Unser kleines Land ist davon noch nicht sehr stark betroffen. Dafür wollen wir dankbar sein – und die geschenkte Zeit nutzen, um eine weiterreichende Klarheit zu suchen. Der russische Angriffskrieg richtet sich gegen die Ukraine, und viele sagen mit guten Gründen: Er richtet sich gegen «den Westen» und seine Werte.

Die alles entscheidende Frage aber muss für uns sein: Richtet sich dieser Angriff auch gegen Gott?

Muss es uns nicht zu denken geben, dass ein mächtiger russischer Theologe beharrlich behauptet, Russland kämpfe für Gott? Genügt es, wenn wir auf diese Behauptung nur einfach mit Abscheu reagieren? Wir sind gegen den Krieg. Jeder halbwegs vernünftige Mensch müsste das doch sein. Muss es uns nicht beunruhigen, dass in einem anderen Land Menschen für den Krieg sind, die auch vernünftig genug sind, Computersprachen zu programmieren und wunderschöne Musik zur Aufführung zu bringen?

Ist es nicht rätselhaft, dass wir in den Kirchen nicht intensiv darüber debattieren, warum das so ist, und zu verstehen versuchen, wo die Ursachen für dieses Beunruhigende liegen? Damit wir den Behauptungen der russischen Theologen mit starken, klaren und präzise zutreffenden Argumenten widersprechen können?

Deshalb widmet sich dieses Mitteilungsblatt wieder grundlegenden Fragen, vor die uns der Krieg gegen die Ukraine stellt. Vieles kann ich noch nicht so klar und einfach darstellen, wie das wünschenswert und nötig wäre. Doch

**3** müssen wir uns auf den Weg machen und zu verstehen versuchen, was wahr

---

## Eine gefährliche Irrlehre

### *Die theologische Begründung für den russischen Nationalismus*

und was falsch ist an dem grossen Wort von der «Zeitenwende», unter das der deutsche Bundeskanzler die europäischen Völker gestellt hat.

Noch grundsätzlicher aber möchte dieses Blatt an das erinnern, was in der Botschaft der Bibel vollständig klar ist: Weder das Universum noch eine schöne Glaubensgemeinschaft können uns die Heimat und Geborgenheit schenken, nach der wir uns sehnen. Das kann nur der Friede, der in Gott ist.

Im August 2022

Bernhard Rothen, Präsident der Stiftung

Viele fragen sich: Wie ist es möglich, dass die russisch-orthodoxe Kirche einen brutale Angriffskrieg absegnet? Wie kommt der Patriarch von Moskau dazu, mit schwurbehlenden Worten den Krieg religiös zu überhöhen (wie das Thomas Kremer im hier nachfolgenden Artikel darstellt)? Wie kann der oberste russische Kirchenvertreter jungen russischen Soldaten zusagen, dass sie für Gott kämpfen und sterben?



Putin und Kyrill bei der Verleihung des Ordens des Apostels Andreas an den Patriarchen 2021 © Wikicommons

Wir sind darüber empört. Die einen fühlen sich in ihren Vorurteilen bestätigt und sagen: Da sieht man wieder, auch in der Kirche geht es nur um Macht. Andere denken: Nein, Kyrill ist kein wahrhaft Gläubiger. Die Synode der Evangelischen Kirche Schweiz hat gefordert, dass die russisch-orthodoxe Kirche aus der ökumenischen Gemeinschaft ausgeschlossen werde.

Dieser Antrag war im Weltrat der Kirchen chancenlos. Realpolitisch sind die Gewichte klar verteilt. Die russisch-orthodoxe Kirche zählt mehr als 110 Millionen, die Evangelische Kirche Schweiz 2 Millionen Mitglieder. Rein von der Macht her erdrückt die Kirche Kyrills jede Kritik aus der kleinen Schweiz.

### **Von der Empörung zur kritischen Nachfrage**

Darum ist es wichtig, dass wir uns nicht nur empören und ein rasches Urteil nach unseren eigenen Wertmassstäben fällen. Es ist höchste Zeit, dass wir uns an das halten, was den Hochmut aller Kirchen hinabdrückt. Wir müssen uns die Mühe machen und ernsthaft prüfen: Was sind die (Schein-)Argumente der russisch-orthodoxen Kirchenvertreter? Und wie werden diese Aussagen beurteilt – nicht von uns, sondern von dem, was alle Kirchen als massgebend akzeptieren: die Worte der Heiligen Schriften.

Wenn wir so fragen, zeigt sich: Mit nur ein wenig Mühe kann jeder nur ein bisschen bibelkundige Mensch feststellen: Die russisch-orthodoxe Kirche hat sich einer gefährlichen Irrlehre verschrieben. Ihr scheinbar so unbegreiflich skrupelloses Auftreten hat seine Wurzel in einem Anspruch, den diese Kirche hoch offiziell in einem allgemein zugänglichen Lehrdokument aus dem Jahr 2000 in ganz offene Worte gefasst hat. Diese «Sozialdoktrin» der russisch-orthodoxen Kirche wurde von einer kleinen Kommission von wissenschaftlichen Experten unter der Leitung von Kyrill erarbeitet. Mit ihr waren die theologischen Grundlagen gelegt für das, was Vladimir Putin seit dem Jahr 2001 als abenteuerliche Vorstellung von einer «Russkij Mir», einer russischen Kultur vieler Völker, zu propagieren begonnen hat.

Die Schuld der ganzen Christenheit ist, dass sie dieses Dokument nicht gelesen und ernst genommen hat. Dadurch hat man es verpasst, eine scharfe Kritik zu formulieren und die Verantwortungsträger in der russisch-orthodoxen Kirche zu harten Diskussionen zu fordern – bevor jetzt die Waffengewalt das fast unmöglich macht.

### **Die «Sozialdoktrin» der russisch-orthodoxen Kirche**

Vom 13. – 16. August 2000 hat die Bischofskonferenz der russisch-orthodoxen Kirche ihre «Soziallehre» beraten und in die bis heute gültige Fassung gebracht. Das Dokument wurde kurz darauf von der Konrad-Adenauer-Stiftung übersetzt und ist seither auf dem Internet allen Interessierten frei zugänglich: [https://www.kas.de/documents/252038/253252/7\\_dokument\\_dok\\_pdf\\_1369\\_1.pdf/02a3fdcb-4148-9f14-5615-21b970a7c6ab?version=1.0&t=1539667995091](https://www.kas.de/documents/252038/253252/7_dokument_dok_pdf_1369_1.pdf/02a3fdcb-4148-9f14-5615-21b970a7c6ab?version=1.0&t=1539667995091).

Es sind insgesamt zirka 80 A4-Seiten. Für einen Leser aus einem westlichen Land unerwartet ist, dass dieses Dokument vorrangig das Verhältnis von Kirche und Staat definiert und ausführlich die Rede von der «Nation» biblisch-theologisch zu begründen versucht. Ebenso überraschend ist, wie viel Platz die politischen Entwicklungen der letzten Jahrzehnte einnehmen, und wie wichtig es den Verfassern ist, über das zu klagen, was sie als unglückliche geschichtliche Wendungen erachten. Ganz offensichtlich will die russisch-orthodoxe Kirche mit diesem hochoffiziellen Lehrdokument eine Linie von Israel über ihren eigenen Ursprung vor 1000 Jahren bis in die politischen Aufgaben der Gegenwart hinein ziehen.

### **Kirche und Vaterland**

Gleich am Anfang definiert das Papier, was die Kirche sei. Da ist zuerst viel Schönes und Wahres zu lesen über die Gemeinschaft all derer, die (unabhängig von ihrer Rasse, ihrem Geschlecht oder ihrer sozialen Stellung) an Christus glauben und seinen Leib bilden und sich mit ihrem Haupt erniedrigen müssen, um den Hungrigen, Obdachlosen, Kranken und Gefangenen zu dienen. Dann aber heisst es im zweiten Abschnitt unter dem Titel «Kirche und Nation» wörtlich:

*Der universale Charakter der Kirche bedeutet allerdings nicht, dass die Christen kein Recht auf nationale Eigenart und nationale Selbstbestimmung hätten. Im Gegenteil, die Kirche verbindet in sich das universale mit dem nationalen Prinzip. ... Auch in dem Bewusstsein, Bürger des himmlischen Vaterlandes zu sein, dürfen die orthodoxen Christen ihre irdische Heimat nicht vergessen. Der Göttliche Gründer Seiner Kirche, der Herr Jesus Christus selbst, hatte kein irdisches Obdach (Matthäus 8,20) und wies stets darauf hin, dass die Lehre, die er brachte, keinen lokalen oder nationalen Charakter trägt: «Die Stunde kommt, da ihr weder auf diesem Berg noch in Jerusalem den Vater anbeten werdet (Johannes 4,21). Dennoch identifizierte Er Sich mit dem Volk, zu welchem Er aufgrund Seiner menschlichen Geburt gehörte. Im Gespräch mit der Samariterin hob Er Seine Zugehörigkeit zur jüdischen Nation hervor. «Ihr betet an, was ihr nicht kennt, wir beten an, was wir kennen; denn das Heil kommt von den Juden.» (Johannes 4,22).*

Darauf folgend beschreibt die «Sozialdoktrin» (auf gut zwei Seiten), dass die orthodoxe Kirche in allen Jahrhunderten die Gläubigen zur Verteidigung des Vaterlandes ermutigt und einen tätigen Patriotismus gefördert habe, sich aber immer aktiv allen sündhaften Erscheinungsformen von nationalen Gefühlen widersetze.

### **Jesus – ein Patriot?**

Wer diese Selbstdarstellung der russisch-orthodoxen Kirche liest, stellt zuerst einmal fest: Jesus wird sehr ehrerbietig genannt, viel ehrerbietiger als das bei uns der Fall ist. Und es wird ausdrücklich gesagt, dass Jesus wie

8

ein Fremdling im Land seines jüdischen Volkes umherzog und das Beten aus allen lokalen und nationalen Begrenzungen herausgelöst hat. Damit ist ganz klar gesagt: An Gott glauben und beten kann jeder Mensch, ganz gleich, ob er in Russland oder in der Ukraine oder sonst in einem anderen Land lebt. Das Heimatland ist nichts, das darüber entscheidet, ob ich meine himmlische Heimat finde oder nicht. Jesus schickt uns in keinen Krieg gegen ein anderes Land. All das scheint sonnenklar!

Dann aber wird behauptet, das heiße «allerdings» nicht, «dass die Christen kein Recht auf nationale Eigenart und nationale Selbstbestimmung hätten». Denn, wird argumentiert, Jesus habe sich auch mit dem Volk seiner Geburt identifiziert und seine Zugehörigkeit zur jüdischen Nation hervorgehoben. Und deshalb verbinde die Kirche «in sich das universale und das nationale Prinzip» und bringe «die nationale christliche Kultur hervor».

Im ersten Moment überliest man solche Formulierungen. Doch spätestens wenn jetzt der Krieg wütet, hält man inne und merkt: Mit diesen Worten werden Jesus und sein Volk auf listige Weise in den Dienst von einem «christlichen» Nationalismus genommen. Was Jesus über sein Volk sagt, wird zum Vorbild für das, was jeder Christ über sein Volk sagen und denken dürfe – oder müsse. Die einzigartige Stellung des Volkes Israel wird relativiert.

### **Israel ist Vorbild – nicht Wurzel**

Und tatsächlich: Schon der erste Satz dieses zweiten Abschnitts der «Sozialdoktrin» lautet: «Das alttestamentliche Volk Israel war das Vorbild des Volkes Gottes, der neutestamentlichen Kirche Christi.» Mit anderen Worten: Das eine, wahre Volk Gottes ist die Kirche. Israel war für sie Vorbild. Vorbild – nicht Wurzel und Quellgrund! Die Kirche ist nicht, wie der Apostel Paulus schreibt, «eingepropft» in den Stamm, aus dem Zweige ausgebrochen worden sind

9

(Römer 11,17–24). Sondern sie ist die «neue Menschheit», die jetzt verschiedene nationale Kulturen hervorbringt.

Damit ist das biblische Israel degradiert zu einem Vorbild, von dem wir nun ablesen können, was für den Aufbau unserer Kultur nötig ist. Ohne das weiter zu präzisieren, nennt die «Sozialdoktrin» solche Bestandteile, die Israels Kultur lebensfähig gemacht haben: Eine gemeinsame Religion und eine Stammes- und Sprachgemeinschaft – und die Verwurzelung auf einem bestimmten Gebiet, dem Vaterland. All das will das Dokument sicher nicht eins zu eins auf Russland übertragen. Doch eines steht damit im Raum: Russland hat ein gottgegebenes Recht auf die Verwurzelung seiner Eigenart dort, wo einst die «Rus» getauft worden sind. Alle russischen Christen haben das Recht auf ihre nationale Eigenart – zu der die Wurzeln in Kiew gehören.

Eine kleine, scheinbar ganz harmlose Verschiebung rechtfertigt einen unheimlichen Anspruch: Weil Gott der Kirche nur ein Vorbild gegeben hat mit dem Volk Israel, darf jetzt diese Kirche aus dem Alten Testament den Anspruch auf das alte Heimatland seiner kulturellen Identität ableiten.

### **Israels Kultur – der Weinberg Gottes**

Das Allerwichtigste aber, was das Alte Testament über Israel sagt, bleibt in dem ganzen langen Abschnitt über die alttestamentliche Geschichte ungesagt und unbedacht: Die Tatsache, dass es Gott zu keiner Zeit gelungen ist, mit dem Volk Israel eine Kultur aufzubauen, an der er dann tatsächlich nur noch Freude gehabt hätte.

Das Alte Testament erzählt Seite für Seite vom Gegenteil: Trotz der gemeinsamen Abstammung von Abraham, trotz den guten religiösen Geboten, die Mose ihm gegeben hat, und trotz dem gemeinsamen, von Gott gegebenen Heimatland – trotz all dem hat Israel sich nicht so entfaltet, dass es Gott wohl getan

10

und ihm gefallen hätte. Im Gegenteil: Ich habe voller Liebe einen schönen Weinberg gepflanzt, klagt Gott, und wartete auf gute Früchte – vergeblich. Statt Rechtsspruch ernten zu dürfen, musste Gott steten Rechtsbruch erfahren. So fasst Jesaja 5 die Geschichte der israelischen Kultur in ein bitteres Liebeslied.

Von dieser realen geschichtlichen Erfahrung, die das Volk Israel gemacht und erlitten hat, steht in der «Soziallehre» der russisch-orthodoxen Kirche kein Wort.

Zu ihrer Entschuldigung muss man allerdings sagen: In den vielen anderen Soziallehren der ökumenisch vereinten Kirchen in Ost und West steht davon auch nichts – jedenfalls nichts, das sich in unser gemeinsames Denken und Hoffen eingezeichnet hätte.



© Wikicommons

Triumphbogen für Kaiser Titus, Rom, 71 nach Christus. Der siebenarmige Leuchter, die Posaunen und andere Gegenstände aus dem Jerusalemer Tempel demonstrieren den endgültigen Verlust des zentralen Heiligtums Israels. 40 Jahre nach der Kreuzigung Jesu war der Tempel in Jerusalem zum zweiten Mal zerstört worden. Jesus hatte das vorausgesagt: Kein Stein wird auf dem anderen

11

bleiben (Matthäus 24,2). Gott hat mit Israel kein Reich auf Erden verwirklichen können. – Ist es nicht anmassend zu denken, er könne das mit einem anderen Volk – oder mit einer erdachten Menschheit, in der es keine Völker mehr gibt?

### **Verdrängte Schuld, verdrängtes Gericht**

Der Krieg macht es jetzt aber unübersehbar: Wenn man die Erwählung Israels für sich in Anspruch nimmt und sich nicht gleichzeitig auch zu Herzen nimmt, was dieses Volk an ständig neuer Schuld auf sich geladen und an schrecklichen Strafgerichten erduldet hat, dann birgt das eine unheimliche Gefahr: Die Ansprüche werden anmassend, selbstgerecht und weit ausgreifend. Wenn man meint, die Schuld, in die sich Israel je wieder verstrickt hat, sei durch Jesus überwunden und weggetan, und darum sei die Kirche nun die neue Menschheit, die mit Gottes Hilfe endlich das vollbringt, für das Israel nur das Vorbild war – dann wird man blind für die eigene Heuchelei und bereit, sich mit Gewalt zurückzuholen, was man verloren hat. Denn man rechnet ja nicht damit, dass es so ist, wie die Propheten und Apostel sagen: Dass Israel sein Land verloren hat durch seine eigene Schuld. Und dass es auch anderen Völkern nicht anders ergangen ist.

Einen Anspruch auf ein bestimmtes Land kann man nur aus dem Alten Testament erheben, wenn man für sich beansprucht: Wir sind besser als Israel. Und diesen Anspruch erhebt die russisch-orthodoxe Kirche tatsächlich (wie andere auch): Durch die «sakramentale Kraft», die durch die kirchlichen Riten in das Volk fliesse, werde dieses Volk geheiligt. So setzt es die «Sozialdoktrin» voraus. Darum kann Kyrill ernsthaft behaupten, es sei staunenswert, aber wahr: Russland habe nie ein anderes Volk angegriffen (der Krieg in der Ukraine ist für ihn ein tragischer Bruderkrieg, weil feindliche Mächte Misstrauen und Hader zwischen die Orthodoxen gesät hätten).

12

### **Das Heil kommt von den Juden**

Nach allem aber, was die Apostel sagen, sind alle anderen Völker nicht besser als die Juden. Auch die Gemeinden, die an Jesus Christus glauben, haben keinen Grund, sich über das Volk Israel zu erheben, schärft ihnen Paulus ein (Römer 11,20). Kein Volk lebt in seinem eigenen Land, weil es das verdient hat mit seinem gerechten Verhalten. Auch die getauften Völker leben aus der tagtäglichen Vergebung und nicht, weil sie eine Kultur aufbauen, die Gott wohlgefällig ist.

Jesus hat ganz offensichtlich nicht gesagt: Das Heil kommt von mir. Doch bekenne ich mich dazu, dass ich zum jüdischen Volk gehöre. Und gestehe damit allen Gläubigen zu, dass auch sie sich mit ihrem Volk identifizieren – und die Macht ihres Volkes verteidigen zum Heil der Welt.

Die «Sozialdoktrin» der russisch-orthodoxen Kirche verkürzt, verdreht und missbraucht die Worte von Jesus. Nicht zufällig spricht sie in diesem Zusammenhang von der «Lehre», die er gebracht habe, und nicht vom dem Werk der Versöhnung, dass er vollbracht hat. Jesus aber hat mit der samaritanischen Frau am Brunnen ganz ausdrücklich über sich und seine Person gesprochen und dabei etwas unfassbar Grosses und Gutes angedeutet, nämlich: Dass er der Messias ist, durch den die Menschen und Völker heil werden. Denn Jesus deckt allen auf, was sie an Sünde und Schuld getan und womit sie ihr Leben verdorben haben. Gerade so gibt er ihnen das Wasser, das auf ewig fließt und sie reinigt und frei macht von ihrer Schuld. Jesus hat nicht nur eine Lehre – er hat im vollen Sinn des Wortes das Heil gebracht. Er weist nicht nur den Weg und bietet nicht nur Ansätze für Verbesserungen. Sondern er macht die Menschen, die ihm glauben, vor Gott ganz gesund und gerecht.

Das aber hat Jesus getan als Jude. Jesus ist als jüdisches Kind geboren und beschnitten worden und ist aufgewachsen in der einzigartigen Kultur, die durch

13

das Gesetz des Mose und die Psalmlieder Davids und die Gerichtspredigten der Propheten geprägt war. All das, was diese Kultur an fast unerträglichen Spannungen aufgebaut hat, brachte Jesus zur Vollendung, als er am Kreuz gestorben ist. Was das Volk Jahr für Jahr gefeiert hat, wenn es das Passalamm gegessen und den Sündenbock in die Wüste getrieben hat, das unergründliche Geheimnis, dass der Gottesknecht «um unserer Sünde willen zerschlagen» worden ist (Jesaja 53,5) – all das hat Jesus zur Quelle für das Heil aller Menschen und Völker gemacht.

So hat er es der samaritanischen Frau am Brunnen angedeutet. Und so ist es geschehen. In hunderten von Sprachen beten bis heute Menschen zu ihrem Vater im Himmel. Sie tun das im Vertrauen darauf, dass sie das tun dürfen um Jesu willen. Und werden dadurch heil.

Von all dem, was Jesus damit über sich und sein Werk Wunderbares sagt, steht in der «Sozialdoktrin» der russischen Kirche nichts. Im Gegenteil: Sie missbraucht das Wort von Jesus, um einen «christlichen Nationalismus» zu rechtfertigen, und degradiert damit das jüdische Volk zu einem blossen Vorbild. Von diesem Vorbild aber nimmt sie nur das, was für die Stärkung der eigenen Stellung in der Welt hilfreich ist. Das aber, was an der biblischen Geschichte des Volkes Israel so einzigartig ist, bleibt unbedacht: Die Tatsache, dass die israelitische «Nationalliteratur», die alttestamentlichen Schriften, mit aller Härte davon berichten, dass Israel sein Land und seine politisch-militärische Schlagkraft verspielt hat durch seine eigene Schuld.

### **Kein christlicher Nationalismus**

Jesus hat die samaritanische Frau zum Staunen gebracht dadurch, dass er ihr bis in die Details sagte, was sie aus ihrem Leben gemacht hatte. Nicht nur Lobenswertes. Gleichzeitig hat er ihr mit geheimnisvollen Worten offenbart,

14

dass er die Schuld der Menschen wegnehmen und sie heil machen kann. Das geschieht, wenn die Menschen an Gott glauben und in seinem Namen zu ihm beten.

Ob aus diesem Glauben und Beten dann hier oder dort so etwas wie eine «christliche Kultur» entsteht, wie das in vielen Ländern Europas der Fall war, ist damit nicht gesagt. Es kann und darf – aber es muss nicht sein. Denn Gott gibt den Gläubigen kein «Recht auf ihre nationale Eigenart». Er gibt ihnen viel, viel mehr – auch wenn die Theologen das einschränken und sagen: Er gibt ihnen «nur» – «allein»! – das Recht, den einen, wahren Gott ihren Vater im Himmel zu nennen. Dieses Wenige ist aber unermesslich viel: Es schenkt den Gläubigen das Geburtsrecht der Kinder Gottes.

Das heisst aber: Kein Theologe hat das Recht zu definieren, was eine Nation sei, und dieses Recht den Bewohnern eines Landes zu- oder abzusprechen. Vielmehr bleibt es bei dem, was die «Soziallehre der russisch-orthodoxen Kirche» zuerst mit klaren Worten darlegt – und dann mit verzwängten Worten wieder verdunkelt: Die Gläubigen haben als Gläubige kein Heimatland hier auf Erden. Es gibt kein Recht auf einen christlich veredelten Nationalismus. Die Gläubigen dürfen und sollen ehren, was sie durch Vater und Mutter empfangen haben. Sie dürfen wertschätzen und pflegen, was ihr Land ihnen Gutes schenkt. Doch dadurch werden sie nicht gerecht. Gerecht sind sie durch den einen, der sie berufen hat aus der Finsternis dieser Welt in sein wunderbares Licht, so dass sie nun als Gäste und Fremdlinge durch die wechselnden Herrschaftsverhältnisse dieser Zeit pilgern (1. Petrus 2,9–11).

### **Einmal mehr: Eine Kirche will Israel ersetzen**

Der Krieg gegen die Ukraine zeigt, was für schreckliche Folgen es hat, wenn die Kirche sich an die Stelle des Volkes Israel setzt und für sich beansprucht,

15

dass sie den Auftrag erfüllen könne, den Israel nicht erfüllen konnte. Denn nach allen biblischen Aussagen hat die Zerstörung des Tempels in Jerusalem ein für alle Male gezeigt: Kein Volk und keine Religionsgemeinschaft kann in dieser Welt eine Lebensform aufbauen, in der Gott so geehrt wird, dass es ihm nur wohltut und ihn nur freut. Das Heil kommt von den Juden. Das jüdische Volk aber war nicht schlechter als andere. Dennoch konnte es das Reich Gottes nicht so verwirklichen, wie es Gottes Erwartungen entsprach.

Das ist die grundlegende Erkenntnis, die der Apostel Paulus aus der Geschichte seines Volkes herausstellt: «Da ist keiner, der gerecht ist, auch nicht einer.» Sogar wenn ein Mensch aufrichtig Lust hat am Gesetz Gottes, tut er doch auch das, was er nicht tun möchte. Einzig der Geist, der die Gläubigen zu beten lehrt, führt sie aus diesem Widerspruch heraus (Römer 3,10; 7,14–24; 8,26–27). Alle Völker leben davon, dass Gott ihnen vergibt um Jesu willen. Die Schemen dieser Welt vergehen. Auch jedes Staatsgebilde und alle National- und Freikirchen erhalten ihre Gestalt auf Zeit – je nachdem, wie es ihnen Gott in seiner Gnade gewährt. Keine Kirche hat darum das Recht oder gar den Auftrag, anderen ihre Gestalt aufzuzwingen mit Gewalt.

Es ist eine schwere Schuld der russischen Theologen, dass sie sich listig erhoben haben über das, was Jesus von seinem Volk sagt. Denn der Anspruch, dass Russland die Mission des Volkes Israel zum Heil der Völker erfüllen könne, ist die wohl tiefste und unheimlichste Ursache für den Krieg, der jetzt in der Ukraine Leid und Tod bringt.

### **Das Rätsel der fehlenden theologischen Kritik**

Die russisch-orthodoxe Kirche steht seit Jahrzehnten in einem kritischen Dialog mit vielen Kirchen auf der ganzen Welt. Viele katholische und protestantische Theologen haben sich grosse Kenntnisse erworben und haben ausdrück-

16

lich den Auftrag, die Entwicklungen in dieser Kirche wachsam zu verfolgen. Andere sind erst jetzt erwacht und melden sich mit starken Forderungen zu Wort. Bisher hat aber noch niemand auf die gefährlichen Weichenstellungen in der offiziellen Moskauer «Sozialdoktrin» aufmerksam gemacht.

Warum nicht?

Ich wage es, einen bösen Verdacht zur Diskussion zu stellen: Der Grund für diesen Mangel ist, dass fast das gesamte theologische Denken in unserer Zeit an diesem entscheidenden Punkt sehr nah ist an dem, was in dem russisch-orthodoxen Lehrdokument steht.

Ich nenne die beiden Beispiele, die ich aus meiner Forschung gut kenne. Der bis heute wegweisende Lehrer der liberalen protestantischen Theologie, Friedrich Schleiermacher, hat in seinem Lehrsystem die Erfahrungen des Volkes Israel ersetzt mit allgemein menschlichen Erfahrungen. Er hat dabei – ganz ähnlich wie jetzt die russisch-orthodoxen Theologen – insbesondere die leidvollen Erfahrungen des Gerichts ersetzt mit den positiven religiösen Erfahrungen, die alle Menschen machen, wenn sie staunen über die Schönheiten der Natur.

Karl Barth hat in Schleiermachers Abkehr von zentralen biblischen Aussagen eine Ursache für den Nationalismus und den 1. Weltkrieg gesehen. Er hat im Widerspruch dazu dann aus der Bibel eine «internationalistische» Sicht auf die Weltgeschichte geschöpft. Seine Schüler haben deshalb die romantischen Naturerlebnisse ersetzt mit den begeisternden Erfahrungen, die man machen kann, wenn man in einer weltweiten Bewegung einsteht für Gerechtigkeit, Friede und Freiheit.

So oder so gibt es auch in der evangelischen Theologie eine starke Tendenz, aus Jesus einen Lehrer und aus den grossen Gestalten der alttestamentlichen Geschichte Vorbilder zu machen. Alle Kirchen neigen dazu, für sich zu bean-

17

sprechen, dass sie von Gott begabt sind mit den nötigen Erkenntnissen und Gnadenmitteln, so dass sie nun verwirklichen können, was das Volk Israel nicht verwirklichen konnte. Was ihnen zufließt aus der realen Geschichte und der realen kulturellen Leistung des Volkes Israel, wird verdrängt von dem, was allgemein allen Menschen Gutes gegeben ist. In allen Kirchen ist darum nur mehr wenig lebendig von dem, was die Bibel auf so vielen Seiten zu sagen hat über das Gericht, das den Tempel in Jerusalem zu einer Schutthalde gemacht und den Anspruch auf eine innerweltlich heile Sozialordnung für immer zerschlagen hat.

Man könnte vereinfachend sagen: Die russisch-orthodoxe Kirche rechtfertigt einen «christlichen Nationalismus». Die meisten anderen Kirchen setzen dem einen «christlichen Internationalismus» entgegen. Und niemand weiss präzise zu sagen, wie sich diese «Ismen» verhalten zu dem Heil, das von den Juden kommt.

Jetzt zwingt uns der schreckliche Krieg und seine Rechtfertigung durch die russisch-orthodoxe Kirche dazu, dass wir noch einmal ernsthaft darüber nachdenken: Wie genau kommt das Heil von den Juden zu uns? Kommt es «nur» so, dass wir zuversichtlich glauben und beten – oder kommt es so, dass wir eine gerechte Lebensordnung aufrichten können?

*Thomas Kremer, Theologieprofessor in Eichstätt-Ingoldstadt, hat einen Artikel unter dem Titel «Die moralische Verantwortung der russischen Orthodoxie im Ukrainekrieg» geschrieben. Man findet ihn problemlos auf dem Internet: [www.katholisch.de/artikel/33475-die-moralische-verantwortung-der-russischen-orthodoxie-im-ukrainekrieg](http://www.katholisch.de/artikel/33475-die-moralische-verantwortung-der-russischen-orthodoxie-im-ukrainekrieg) (die Internetseite der Stiftung verlinkt darauf unter der Rubrik «Mitteilungsblatt»). Aus diesem Artikel sind hier die wichtigsten Aussagen – etwas vereinfacht – zusammengefasst.*

Erbstreitigkeiten sind fast so alt wie die Menschheit. «Redet ihr noch oder habt ihr schon geerbt?» Das sarkastische Sprichwort spiegelt eine bittere Realität. Auch der Ukrainekrieg hat damit zu tun. Denn es geht um die Frage, wer der rechtmässige Erbe der alten Kiewer Rus' ist. Diese waren einst ein loser Stämmeverband ostslawischer Völker, der durch die «Taufe der Rus'» im Jahr 988 unter Grossfürst Volodymyr I. zu einem mächtigen Reich geeint wurde. Seinen Ursprung und sein Zentrum hatte dieses Reich in Kiew. Massgeblich geprägt wurde es durch die Annahme des Christentums in seiner byzantinischen Gestalt. Erst viel später dehnte es sich nach Norden und Osten aus. 1240 kamen die Mongolen und machten sich die Rus' untertan. Von diesem Joch wieder befreit, begann im 14. Jahrhundert der Aufstieg von Moskau in Konkurrenz zu Kiew.

1453 fiel die Stadt Konstantinopel unter muslimische Herrschaft. In dieser Zeit proklamierte Moskau seine kirchliche Selbständigkeit («Autokephalie»). Mit legendarischen Mythen wurde der Anspruch erhoben, Moskau habe nicht nur Kiew und die Kultur der Rus' beerbt, sondern auch Konstantinopel und Rom. Moskau sei das «Dritte Rom».

*«Das ist der Erbe; wir wollen ihn umbringen, damit das Erbe uns gehört!» Lukas 20,14*

### **«Symphonie»: Der Rückgriff auf eine alte Idee**

Das byzantinische Erbe Moskaus umfasst einen Schatz frommer Gebete und den ambitionierten Anspruch, dass sie bis in die Gegenwart weiterführt, was den Hauptstädten des Römischen Reiches gegeben war. Dazu gehört auch eine ganz spezielle Verhältnisbestimmung von Kirche und Staat. Dieses Verhältnis wird seit den Tagen des Kaisers Justinian († 565) mit dem Begriff der «Symphonie» beschrieben. Weltliche und geistliche Macht werden harmonisch austariert. Im 16. Jahrhundert verhalf das den Rurikiden und Romanow zum Aufbau ihrer Macht. Zar und Patriarch stimmten die Verwirklichung staatlicher Ziele und deren religiöse Rechtfertigung aufeinander ab. Von Anfang an gab es dabei eine Schiefelage zugunsten der zaristischen Macht. Im 18. Jahrhundert kam die russische Kirche ganz unter staatliche Kontrolle. Doch die Erinnerung an die einst so vermeintlich glorreiche Allianz war offenbar nicht verblasst. Sie wurde neu auf den Leuchter gehoben, als nach Glasnost und Perestroika neue postsowjetische Bündnisse zwischen Kirche und Staat geschmiedet wurden. Diese leiden bis heute unter der Hypothek, dass die Kirche in kommunistischer Zeit an den Rand gedrängt, in ihrer Existenz ständig bedroht und nahezu zum Verstummen gebracht worden war. Sie hat es nur allzu gut gelernt, ihre Töne sorgsam einzupassen in das Konzert der Mächtigen dieser Welt.

Das Tragische ist: Bei einer solch engen Verbindung von Kirche und Staat legitimieren und stützen sich beide gegenseitig. Das gilt auch, wenn es darum geht, Kriege zu rechtfertigen. Eine rein geistige Kirche oder einen rein weltlichen Staat kann man mit der Vorstellung der Symphonie nicht begründen.

20

Putins Weltsicht ist ohne die Russische Orthodoxe Kirche nicht zu denken. Sie soll die neue Heiligkeit der Rus' kreieren, verleiht ihr und ihrem Handeln eine Legitimation im Heiligen. Dies gelang bis heute erschreckend gut. Die moralische Last wiegt unendlich schwer.

### **Die toxischen Züge des Konzepts einer «Russischen Welt»**

Alles kulminiert im ideologischen Konzept einer «Russischen Welt» (Russkij Mir). Dieses ist gar nicht so alt. Es kommt erst Ende der 1990er-Jahre auf und baut aus den alten Erzählungen, Legenden und Mythen eine Ideologie. Russland erscheint als ein geteiltes Volk, das in der «Russischen Welt» nach der Wiedervereinigung des historischen Russlands strebt und sich schützt vor dem schlechten Einfluss von aussen. 2001 von Putin eingeführt, legitimiert die Idee zunehmend die Politik des Kremls. Nicht nur die mythische Überhöhung der russischen Sprache und Kultur finden hier Platz. Der Gedanke an ein Imperium, ein Reich, machte es möglich, bestimmte Gebiete als «diasporale russische Exklaven» zu betrachten. Daraus lassen sich ganz konkrete territoriale Ansprüche ableiten, wie das im Hinblick auf Transnistrien, den Donbas, die Krim und jetzt auf die ganze Ukraine geschieht.

### **Nation und Nationalkirche**

2018 etablierte sich in der Ukraine eine eigene, «autokephale» orthodoxe Kirche. Im folgenden Jahr wurde sie durch den Ökumenischen Patriarchen von Konstantinopel offiziell anerkannt. Das war für die Chefideologen der «Russischen Welt» ein katastrophales Ereignis. Denn natürlich war auch dieser Schritt nicht frei von politischen Implikationen. Dementsprechend harsch waren die Reaktionen aus Moskau. Sie führten zur Aufkündigung der Kirchengemeinschaft mit dem Ökumenischen Patriarchat. Die «Orthodoxe

21

Kirche der Ukraine» unter Leitung von Metropolit Epiphaniј und die Russische Orthodoxe Kirche in Moskau stehen sich seitdem in unerbittlicher Feindschaft gegenüber. Gleichsam zwischen den Stühlen steht die «Ukrainische Orthodoxe Kirche», die mit dem Moskauer Patriarchat verbunden ist. Einerseits steht sie an der Seite Moskaus und verteidigt die unteilbare Einheit der Kirche der drei Brudervölker. Sie möchte die alten rechtlichen Bande nicht zerschneiden und weiterhin formal zu Moskau gehören. Doch als Teil der Ukraine und Opfer des Krieges ist sie nun in eine Zerreißprobe gestellt. Mit den Worten ihres Metropoliten Onuphrij verurteilt sie offen die russische Invasion als «Bruderkrieg» und wendet sich zunehmend ab vom Moskauer Patriarchen Kyrill.

### **Die Predigt von Patriarch Kyrill I. zum «Sonntag der Vergebung» am 6. März 2022**

Den Sonntag zu Beginn der Fastenzeit feiern Christen byzantinischer Tradition als «Sonntag der Vergebung» – ein Tag geprägt von Reue und Busse. Ausgerechnet dieses Fest nimmt das Oberhaupt der Russischen Orthodoxen Kirche zum Anlass, sich in einer Predigt zu positionieren, die wie eine infame Antwort auf die zahllosen Bitten aus der ganzen Welt wirkt, dass er sich doch für den Frieden einsetzen möge.

Kyrill bemüht subtil den Mythos vom Kampf der Kulturen, um vom «Westen» das Zerrbild einer Welt zu zeichnen, die nur ein vermeintliches Glück und eine vermeintliche Freiheit bietet, in Wahrheit aber vollkommen korrumpiert sei. Um seiner These Nachdruck zu verleihen, verweist er auf Gay-Pride-Paraden. Sie sind für ihn nur ein Zeichen – doch er kann sicher sein, dass er damit Rückhalt in weiten Teilen der russischen Gesellschaft bekommt. In skrupelloser Manier instrumentalisiert er den tief verwurzelten Schwulenhass,

um im Letzten die gesamte westliche Welt als sündhaft, gesetz- und gottlos abzustempeln.

Kyrill bezeichnet den Krieg als einen «metaphysischen Kampf» und beschreibt ihn als einen Befreiungskrieg der Menschen im Donbas, die hineingezogen werden in die sündige Welt des Westens und die um der Wahrheit und um Jesu Christi willen leiden. Kunstvoll und perfide zugleich flicht er die Themen Vergebung und Gerechtigkeit ein. Unterschwellig und etwas obskur, aber klar in der Stossrichtung ertönen Andeutungen, die wie Drohungen gegen Orthodoxe anmuten, die nicht auf dieser Linie sind. Das Gericht Gottes werde auch in dieser Welt schon diejenigen treffen, welche die Kluft zwischen den Brüdern vertiefen, sagt er unheilschwanger.

*Navid Kermani ist ein preisgekrönter deutscher Schriftsteller, dessen Familie aus dem Iran stammt. Im Jahr 2016 machte er sich auf eine Reise ins östliche Europa, die ihn am Ende bis nach Isfahan führte. Vorurteilslos offen sucht und findet er das Gespräch mit sehr unterschiedlichen Menschen. Seine Erlebnisse hat er in einem Buch unter dem Titel «Entlang den Gräben» festgehalten. Das Buch führt seine Leser auch durch die Ukraine, auf die Krim, nach Georgien und Tschetschenien und lässt sie mit dem Eindruck zurück, dass überall viel menschlich Gutes und viel unüberwindbare Gegensätze lebendig sind. Nachdem nun der Krieg eine harte Front aufgerichtet hat, ist es heilsam, in diesem Buch zu lesen und sich zu vergegenwärtigen, wie vielfältig und widersprüchlich die Schicksale und die Erwartungen der Menschen sind, und wie wenig dem einfache Frontstellungen gerecht werden. Man kann Kermanis Buch lesen als ein Plädoyer für einen weisheitlichen Zugang zu den Menschen. Denn von der Weisheit sagt Niklaus von Flüe, sie sei «das Allerliebste». Dabei weiss er, dass die Weisheit so lieblich sein kann, weil sie die ganz tiefen und blutigen Konflikte nicht benennt und erst recht nicht überwinden kann. Das kann nur der Friede, der in Gott ist. Diesen Frieden aber kann man nicht finden, ohne dass man auch das Leiden Gottes im Herzen trägt.*

*Kermanis Schilderungen sind wie feingliedrig gewobene Teppiche, in denen alltäglich Kleines, Atmosphärisches, Persönliches und scharfe politische Klärungen sich ineinander verweben. Die gut 400 Seiten haben keinen Fokus und lassen sich fast nicht in einzelne, abgeschlossene Abschnitte unterteilen. Dennoch können die nachfolgenden, kurzen Abschnitte aus dem Buch dazu beitragen, dass*

*in unserem Beten und Hoffen beides Raum behält: Die alltägliche Lebensweisheit und das Vertrauen auf denjenigen, der als einziger den Frieden stiften kann, der höher ist als alle Vernunft.*



*Vor kurzem ist Kermani durch die Ukraine gereist und hat in einem Interview festgehalten, wie tiefgreifend sich die Stimmung im Land verändert hat seit dem Einmarsch der russischen Truppen. Wörtlich sagte er: «Im Jahr 2016 war das noch ein relativ gespaltenes Land. Viele Menschen fühlten sich eher Russland zugehörig – wegen der Sprache, der Kultur oder der Geschichte. Und jetzt ist es völlig egal, welche Sprache man spricht – soweit ich das nach ein paar Tagen beurteilen kann. Man will mit diesem Russland nichts mehr zu tun haben. Man will nach Europa.»*

### **Siebzehnter Tag, in Kiew**

Konstantin Batozsky lotst mich zum Frühstück in eine der Kaffeebars der Unterstadt, die original aussehen wie Berlin Prenzlauer Berg, altes Gemäuer, aber der gebrauchte Eindruck dennoch künstlich hergestellt, vintage die weissgetünchten Sperrholzregale, Barhocker und Dosen, intelligente Popmusik, alle Zutaten bio, die Kekse hausgemacht und der Cappuccino vom Feinsten. Konstantin ist Politikberater, war einmal für Serhij Taruta tätig, der zu den liberaleren Oligarchen gehört, und ist trotz seiner Weltläufigkeit stolzer ukrainischer Nationalist. Dabei hat er selbst keinen Tropfen ukrainisches Blut in den Adern, wie er ironisch vermerkt, wurde 1980 in Donezk geboren, der sowjetisch geprägten Industriestadt im Osten, wo heute die Separatisten herrschen, wuchs ohne Bezug zur ukrainischen Kultur auf, beherrschte die Sprache so gut wie nicht und ging zum Politikstudium nach Moskau. Als die Revolution ausbrach, stellten sich die meisten seiner Bekannten wie selbstverständlich auf die Seite der Regierung, die das Land nach Osten ausrichtete. Konstantin zögerte kurz. Dann flog er nach Kiew und marschierte mit auf dem Maidan. Warum?

«Weil die politischen Ideale meine eigenen waren: Freiheit, Demokratie, Europa.»

«Faschist», beschimpfte ihn ein Freund, aber umgekehrt zögert Konstantin auch nicht, Putin mit Hitler gleichzusetzen, und führt Parallelen an. Inzwischen lernt er ukrainisch, und seine Kinder wachsen von Anfang an zweisprachig auf. Und was solle mit den vielen anderen Menschen geschehen, deren Eltern oder Grosseltern innerhalb der Sowjetunion umgesiedelt worden sind, frage ich. Plötzlich fänden sie sich in einem Staat wieder, mit dem sie überhaupt nichts verbindet. Ja, sagt Konstantin, sicher sei das schwierig. Er verstehe auch seine Familie, die in Donezk geblieben ist: Sie hätten keine sonderlichen Sympathien für die Separatisten, doch sie seien alte Leute, konservativ, nicht willens, ihre Heimat aufzugeben.

«Was ist dann also mit den Russen, die in der sowjetischen Zeit in die Ukraine gekommen sind?» hake ich nach. «Man kann doch diese Leute nicht alle zwingen, die ukrainische Kultur anzunehmen.»

«Warum nicht?» meint Konstantin: «Mindestens für ihre Kinder müssen sie entscheiden, ob sie Ukrainer oder Russen sein sollen.»

«Und was, wenn sie Russen bleiben wollen?»

«Das wird natürlich ein Problem sein.»

«Was für ein Problem? Werden sie dann vertrieben?»

«Nein. Aber wer unter dem Einfluss der russischen Propaganda steht, wird sich kaum in die Ukraine integrieren können.»

«Dann läuft es doch auf Vertreibung hinaus.»

«Nein, nein. Aber man kann doch nicht alle Rechte eines Staates geniessen und den Staat gleichzeitig ablehnen. Das würde nirgendwo auf der Welt gehen.»

Mittags bin ich in einer kleinen Schulaula, in der die Kiewer Krimtataren die Eröffnung ihrer Schule feiern, genauer gesagt einer Nachmittagsschule, denn ein eigenes Gebäude besitzt die Exilgemeinde noch nicht. Luftballons, Kinderaufführungen und die Kameras des Krimfernsehens. Die Eltern sind stolz, wie es Eltern auf der ganzen Welt sind, und die Ansprachen so zäh, dass die Kinder ungeduldig wie alle Kinder werden. Auch der Imam sagt etwas, aber ein Kopftuch trägt hier keine Frau. Ausser den Gesichtszügen sind nur die Tänze eindeutig orientalisches, gleichsam schwebende Bewegungen über rasenden Rhythmen, angesichts des Alters geradezu verstörend sinnlich, dazu Trachten aus einer exotischen, sehr bezaubernden Welt. Wirklich, man muss nur die Kindertänze sehen in ihrer seltenen Mischung aus Unschuld und Körperbewusstsein, um den Verlust zu fühlen, wenn mit den Krimtataren eine weitere europäische Kultur verschwände. Der politischen Aussichtslosigkeit kann der Führer der Krimtataren, Refat Tschubarow, nur den Hinweis entgegenhalten, dass sein Volk bis jetzt noch immer alle Schläge überlebt habe. Denn realistisch ist es nicht, dass sich irgendwer auf der Welt für seine kleine Minderheit verwendet, die Ukrainer nicht, die wegen der Krim keinen zweiten Krieg gegen eine Grossmacht führen werden, Europa schon gar nicht, das mit Russland genug andere Konflikte hat, und Amerika ... ach, Amerika war mal ein Traum.

Ich besuche Tschubarow in einer unscheinbaren Hinterhauswohnung, Geschäftsstelle eines Volks, wo er mehr melancholisch als empört die Schläge der letzten zweihundert Jahre aufzählt, Vertreibungen, Deportationen, Massenmorde, Verhaftungen, Landraub, Diskriminierungen, falsche Beschuldigungen, früher der Kollaboration, heute des religiösen Extremismus. Gerade hatte sich mit der Unabhängigkeit der Ukraine und der Rückkehr der Tataren aus der Verbannung eine Zukunft abgezeichnet, eine gesicherte, friedliche

28

und freie Existenz, in der sie die Trümmer ihrer alten Kultur hätten sammeln und neu aufbauen können, da hat die russische Annexion der Krim sie erneut zu Bürgern zweiter Klasse gemacht. Immer habe sein Vater in Samarkand gesagt, fast wie ein Gebet: Wir werden heimkehren, wir werden heimkehren. Er kehrte heim auf die Krim und starb am 13. März 2014, als in den Strassen wieder russische Soldaten marschierten. Seine Mama – der Sechzigjährige benutzt dieses Wort: Mama – lebt noch in der Heimat, nur dass er sie nicht mehr besuchen kann. «Stalin hat meine Eltern deportiert, Putin mir die Eltern genommen.»

### **Zwanzigster Tag, Wolnochwacha, Region Donezk**

Buchstäblich zwischen die Fronten geraten sind die griechischen Dörfer in der Priazowija, der Gegend um Mariupol im südlichen Donbass, berichtet Oleksandra Protsenko-Pichadzhi im Kulturzentrum der griechischen Gemeinde, das einem Tempel nachgebaut ist: «Unsere Granaten fliegen oft nicht weit genug und fallen auf die Dörfer. Und wenn die anderen schießen, fliegen manche Granaten ebenfalls nicht weit genug.»

Frau Protsenko ist das Bild einer Schuldirektorin. Dutt, Bluse, knielanger Rock, korpulent und tiefe Stimme, wegen der allein schon man aufrecht sitzen will. Um so mehr berührt die Erschütterung, mit der sie vom Krieg erzählt. Die Soldaten hätten sich betrunken, und dann hätten sie in den Dörfern Dinge – der Schuldirektorin stockt die Stimme – so Dinge gemacht, ganz schreckliche Dinge. Ich erfahre nicht, welche Soldaten es waren, ob Separatisten oder ukrainische Milizen, und schliesse daraus, dass die Dinge auf beiden Seiten der Front geschehen. Weil sie Lebensmittel und Kleidung in die Dörfer und auch Dorfhälften bringt, die hinter der Frontlinie liegen, wird sie in Mariupol öffentlich als Separatistin beschimpft und im Internet verleum-

29

det; sie würde in ihrer Schule Alkohol an die Oberstufenschüler verkaufen, solcher und schlimmerer Schmutz.

«Wenn diese Leute einen Gott hätten, wüssten sie, dass sie für ihre Lügen zur Rechenschaft gezogen werden, dass die Sünde wie ein Bumerang ist. Hat unsere Regierung etwa wenig Fehler begangen? Wir müssten um jeden einzelnen Menschen werben, damit er pro-ukrainisch bleibt, statt dessen beschossen wir sie und beschimpfen sie als Russen. Aber was sollen sie denn machen? Sie können nicht sagen, dass sie zur Ukraine gehören wollen, das geht dort einfach nicht. Wir müssten sie unterstützen, statt dessen halten wir ihnen sogar ihre Rente vor, für die sie ein Leben lang geschuftet haben. In meinem eigenen Dorf gibt es seit drei Monaten kein fließendes Wasser, und das im Sommer, bei dieser Hitze.»

Die Griechen hätten immer schon darauf geachtet, unter sich zu bleiben, um ihre Identität zu bewahren. Griechisch spricht dennoch kaum jemand mehr, auch nicht Ukrainisch, sondern selbstverständlich Russisch. Während des Grossen Terrors seien allein aus der Priazowija viertausend Griechen deportiert und grösstenteils ermordet worden. Frau Protsenko-Pichadzi holt ein Buch hervor, das aus nichts als den viertausend Namen und den Urteilen des Schnellgerichts besteht: «Erschiessen, erschossen, erschossen», liest sie vor. Aus dem Küstenort Jalta – ja, Jalta wie auf der Krim, das einmal ein griechischer Ort war – sei die gesamte männliche Bevölkerung abgeführt worden, nur die Alten, die Kinder und die Behinderten nicht. Es sei Spätherbst gewesen, ein Wintereinbruch, deshalb seien die «Kommunisten», wie sie die Agenten des NKWD nennt, nicht mit den Schwarzen Raben, sondern mit einem Schiff gekommen und hätten die Männer gezwungen, in ihre eigenen Boote zu steigen. Die Frauen hätten am Berg gestanden – das Dorf liege auf einem Hügel, der sich über dem Meer erhebt – und so laut

30

und durchdringend wie Wölfe geheult, als die Männer aus dem Hafen ruderten. Da hätten die Männer, um das Heulen ihrer Frauen nicht zu hören, laut angefangen, ein Revolutionslied zu singen: «Das weite Meer soll sich aufbäumen, das weite Meer soll sie verschlingen.» Mögen die Griechen der Priazowija nicht mehr Griechisch sprechen – ihre Geschichten könnten antike Mythen sein.

### **Sechszwanzigster Tag, Sewastopol, Krim**

Natalja Dobrynskaya ist Chefredakteurin des einzigen Reisemagazins der Krim und von so überbordendem, herzlichem Temperament, dass man schnell ahnt, warum sie die Gastfreundschaft zum Beruf gemacht hat. «Ja, der Tourismus ist leider eingebrochen», räumt sie ein, nur um einen Satz später von der Euphorie des 17. März 2014 zu schwärmen, als die Halbinsel über den Anschluss an Russland abstimmte. Von Narzissen berichtet sie, die auch sie an Erstwähler verteilte, vom allgemeinen Gefühl, jetzt oder nie werde ihr Schicksal neu geschrieben.

Gab es denn auch pragmatische Gründe, sich von der Ukraine zu lösen, möchte ich wissen. Sicher, antwortet Natalja und verweist auf die Fischfabriken, bekannt in der ganzen Sowjetunion, die durch die Privatisierung zugrunde gerichtet worden seien, überhaupt den Verfall der Strassen, Schulen, öffentlichen Gebäude. Vielleicht habe die Regierung in Kiew andere Regionen ebenfalls vernachlässigt, das wisse sie nicht genau, hier jedoch habe man immer schon nach Russland geschaut und Vergleiche angestellt. Und dann auch noch die Ablehnung des Russischen als zweite Amtssprache, die das Parlament im Februar 2014 beschloss, obwohl kaum jemand auf der Krim Ukrainisch beherrscht – das habe wie eine Ausladung gewirkt.

31

Am Tag des Referendums, berichtet Natalja, habe es so gestürmt, dass ihre Nachbarin, eine alte Frau, die seit sechs Jahrzehnten als Wärterin im Tschchow-Museum arbeite – von der Schwester Tschchows persönlich eingestellt! – auf dem Weg zum Wahllokal vom Wind erfasst worden und gegen eine Mauer geprallt sei. Im Krankenhaus habe die älteste Wärterin Tschchows dennoch ihre Stimme für Russland abgegeben. Überhaupt sei der Tag sehr emotional gewesen, wenn auch zugegeben bitter für die Gegner des Anschlusses. Ihr eigener Bruder, der seit dreissig Jahren in Kiew lebe, habe angekündigt, die Heimat nicht mehr zu betreten, solange sie von Russland besetzt sei. Er bleibe natürlich ihr Bruder, sie telefonierten oft und stritten dann jedesmal über Politik. Im Inneren verstehe sie ihn auch, nicht nur wegen seiner ukrainischen Frau, sondern weil er von Anfang an den Maidan unterstützt habe, genauso wie sie die Krimtataren verstehe, die in der Sowjetunion viel Leid erfahren hätten; aber sie selbst sei wie die allermeisten Bewohner der Krim nun einmal Russin und könne nicht anders, als sich über die Wiedervereinigung zu freuen. Das Haus, in dem sie wohne, hätten 1850 ihre russischen Urgrosseltern gebaut.

Ich frage Natalja nach Europa.

«Warum sollten wir zu Europa gehören?» fragt sie zurück: «Nur um leichter Visa zu bekommen?»

«Ihr Bruder würde sagen wegen der Werte, also Demokratie, Menschenrechte, Freiheit.»

«Vielleicht habe ich andere Werte. Vielleicht finde ich zu viel Freiheiten gar nicht so gut. Die Freiheit etwa, die sich Charlie Hebdo nimmt. Oder die Freiheit, Waffen zu besitzen wie in den USA. Vielleicht meine ich nicht, dass Homosexuelle heiraten müssen. Ich kenne Schwule, ich habe nichts gegen sie, trotzdem gefällt es mir besser, wie Russland es macht, also dass man

**32**

Homosexualität toleriert, aber deswegen nicht die traditionelle Familie preisgibt. Vielleicht bin ich auch religiös und glaube an das, was in der Bibel steht.» «Worin unterscheidet sich denn Europa von ... ja, wovon? ... von Russland?» «Schwer zu sagen», meint Natalja und überlegt. «In Europa hält man sich ans Gesetz», fährt sie schliesslich fort: «Das macht Europa vernünftig und berechenbar. Im Osten muss man dauernd mit etwas Unvorhergesehenem rechnen, wer hier dem Gesetz gehorcht, der überlebt nicht.»

«Aber ist Gesetzestreue denn so schlecht?»

«Nein, und wir auf der Krim haben uns ja an das Gesetz gehalten, als der Maidan ausbrach. Die Revolution war der Bruch, das Chaos, die Anarchie.»

«Dann sind Sie als Russin eigentlich mehr Europäerin als Ihr Bruder, der auf dem Maidan mitmarschiert ist.»

«Ja, wenn man es so sieht, schon.»

«Und die Russische Revolution – die war dann ebenfalls östlich?»

«Ja, ebenfalls ein Gesetzesbruch, Chaos und Anarchie.»

...

Ungefragt wirft Natalja – also die russische Natalja, nicht die Krimdeutsche – in meinen Gedankenstrom ein, dass sie im Herzen eigentlich noch Sowjetbürgerin sei. Sie wisse um die Verbrechen unter Stalin, die Deportationen, die Gulags, und wolle bestimmt nicht die Uhr zurückdrehen. Aber es sei doch auch schön, zu einer wirklichen Familie von Völkern zu gehören, diese Sicherheit, überall im Riesenreich zu wissen, wie man sich verhält, damit einem mit Respekt begegnet wird. Und die Krimtataren? frage ich, werden die ebenfalls respektiert? Sicher habe es Spannungen gegeben, als die Tataren zurückkehrten, sie hätten ihre alten Häuser zurückhaben wollen, Ansprüche gestellt, oft genug die Häuser einfach besetzt. Da hätten viele Russen natürlich

**33**

Angst gehabt, aus ihren Häusern vertrieben zu werden, sich in ihrer eigenen Nachbarschaft wie Fremde zu fühlen. Das Land, das der Staat angeboten habe, hätten die Krimtataren abgelehnt, weil sie wie ihre Vorfahren in der Nähe des Meeres leben wollten, das verstehe sie wiederum auch. Allein, am Meer sei der Boden nun einmal am teuersten und am dichtesten besiedelt. Das sei Anfang der Neunziger auch schlicht ein riesiges Chaos gewesen, in dem jeder an sein eigenes Überleben dachte.

«Also war es aus Ihrer Sicht ein Fehler, dass die Krimtataren zurückgekehrt sind?» frage ich.

«Nein!» Natalja klingt beinahe erschrocken: «Sie wollten zurück in ihr Land, das muss man verstehen. Es ist nun einmal ihr Land.»



Heino Falcke 2017 © Wikicommons

*Heino Falcke ist der Astrophysiker, der am 10. April 2019 in Brüssel der Weltöffentlichkeit das erste Bild eines Schwarzen Lochs präsentierte. Zusammen mit dem Journalisten Jörg Römer hat er ein Buch geschrieben, in dem er beschreibt, wie dieser wissenschaftliche Blick ins Jenseits möglich wurde. Es trägt den Titel: «Licht im Dunkeln. Schwarze Löcher, das Universum und wir». Einfach geschrieben führt das Buch seine Leser in den Reichtum der Erkenntnisse, die eine weltweite Forschergemeinschaft vereint, ohne dass diese selber zu ergründen vermag, wie ihr Verstehen möglich wird und wo es an seine letzten Grenzen stößt. Wer Falckes Ausführungen folgt,*

*wird daran erinnert, wie fragil die scheinbar so unerschütterlichen Fundamente des Universums sind, wie staunenswert gross die Liebe ist, die unzählige viele Menschen zu einer jahrelangen, beharrlichen Teamarbeit antreibt, und wie sehr wir von vereinfachten Weltbildern in die Irre geführt werden. Gerade in einer Zeit, in der eine gewaltsam aufgerichtete Frontstellung die Völker in Beschlag nehmen will, gibt dieser Blick ins Universum der Frage Raum, ob uns nicht doch auch noch Zukunft und Hoffnung geschenkt wird für ein gemeinsames, bescheidenes Fragen und Nachdenken.*

*Die nachfolgenden Auszüge aus dem Buch möchten etwas von seinem Ertrag zugänglich machen.*

### **Unfassbar effizient: die Sonne**

Die Sonne ist eine gewaltig grosse und furchtgebietend heisse Gaskugel, in der nukleares Feuer brennt. Als Treibstoff dient Wasserstoff, aus dem die Sonne überwiegend besteht. Das leichte Element fusioniert im Kern des heissen Sterns zu Helium; dort herrschen unvorstellbare 15 Millionen Grad Celsius. An der Sonnenoberfläche sind es immerhin noch 5500 Grad Celsius. Die Abstrahlung dieser Hitze ist letztlich die Quelle all unserer Energie auf der Erde und ohne die Schwerkraft und den daraus resultierenden hohen Druck im Sonneninneren würde sie nicht erzeugt. Ohne Sonnenlicht könnten Pflanzen nicht wachsen; sie beziehen ihre Energie aus der Photosynthese. Auch unsere Nahrung verdanken wir der Sonne, egal ob wir Veganer, Vegetarier oder Fleischesser sind, denn auch Tiere leben von sonnenbeschieneenen Pflanzen.

...

36

Im Vergleich zu anderen, wilden Sternen hat die Sonne eher ein ruhiges Temperament und ist eigentlich ein Durchschnittssterne – weder besonders gross noch besonders schwer noch sonderlich aktiv. Mit ihrem Alter von 4,6 Milliarden Jahren ist sie auch im besten Lebensalter. Auf die Gesamtmasse umgerechnet, läuft der Fusionsreaktor im Inneren der Sonne sogar auf Sparflamme. Die erzeugte Energie pro Volumeneinheit liegt deutlich unter dem des menschlichen Stoffwechsels. Unser Körper ist eine durchtrainierte Maschine, die permanent auf Hochtouren läuft. Dicht an dicht zusammenstehend wären wir ein kleiner Stern. Aber dank ihrer Grösse überstrahlt die Sonne einfach alles. Die gesamte Weltbevölkerung müsste fast auf das Billiardenfache anwachsen, um so viel Energie aufzubringen, wie die Sonne produziert.

Die Sonne verbrennt sich praktisch selbst. Bei der Fusion von Wasserstoff zu Helium wird Materie in Energie umgesetzt. Unser Stern wird dadurch rund vier Milliarden Kilogramm leichter – pro Sekunde. Angesichts der grossen Energiemengen, die sie freisetzt, verbraucht sie nur einen klitzekleinen Teil ihrer eigenen Masse und ist somit unfassbar effizient. Keine menschliche Maschine kann bisher aus so wenig Brennstoff so viel Energie herstellen. Wäre unser Körper so effizient und sparsam wie die Sonne, bräuchte jeder Mensch in seinem ganzen Leben weniger als ein halbes Gramm Nahrung. Im Weltall werden Sterne nur von Schwarzen Löchern übertroffen, wenn es darum geht, Masse effizient in Energie umzusetzen.

Trotzdem birgt das auch eine traurige Nachricht in sich: Irgendwann wird der Sonnentank leer sein. Nachtanken ist nicht möglich. Das Feuer der Sonne wird erlöschen – und spätestens damit auch das Leben auf der Erde. Aber noch ist es nicht so weit. Prognosen geben der Sonne noch fünf bis sechs Milliarden Jahre. Es ist genügend Zeit für uns, um noch in Photovoltaik oder Sonnenkollektoren zu investieren!

37

## **Glaube und Wissenschaft**

Zwar liest man immer wieder, Glaube und Wissenschaft befänden sich in einem ewigen Konflikt, dies ist aber ein Mythos, den das Zeitalter der Säkularisierung seit dem 19. Jahrhundert nur allzu gern propagiert. Historiker sehen dies heute sehr viel differenzierter. Die Wissenschaften waren lange Zeit Teil der Theologie und bildeten keine eigenen Disziplinen. Die Klöster des Mittelalters waren Horte des Wissens und der Wissensvermittlung; Universitäten entstanden mit dem Segen der Kirche. Viele bedeutende Wissenschaftler waren theologisch geschult und tiefgläubig und standen oft im Dienst der Kirche. Diese beanspruchte allerdings in allen Wissenschaften die Deutungshoheit für sich, was im 15. und 16. Jahrhundert zu immer mehr Konflikten führte. Renaissance und Reformation hatten die Menschen längst ergriffen und das Welt- und Menschenbild von Grund auf verändert, man könnte auch sagen: revolutioniert.

Die kosmologische Revolution beginnt 1543 mit dem kühnen Entwurf eines – wenn auch nicht völlig neuen – Weltbildes durch den preussisch-polnischen Domherrn Nikolaus Kopernikus. Darin rückt die Sonne wieder ins Zentrum des Kosmos, und die Erde rotiert um ihre eigene Achse. Wie alle anderen Planeten bewegt sie sich auf einer Kreisbahn um die Sonne. Mathematisch war dies überzeugend und zukunftsweisend, aber irritierend war, dass in diesem Weltbild das All viel grösser sein musste als bislang angenommen und die Erde sich mit hoher Geschwindigkeit drehte. Müsste man diese halsbrecherische Rotation nicht irgendwie merken?

So sollte es noch eine ganze Zeit dauern, bis sich das neue Weltbild etablierte. Selbst gelehrte Zeitgenossen von Kopernikus, entweder im Dienst der Kirche oder weltlicher Herrscher, hatten gute Gründe, daran zu zweifeln. Der einflussreiche dänische Astronom Tycho Brahe glaubte nicht an

eine geheimnisvolle Riesenkraft, welche die Erde rotieren liesse. Er wusste aber auch, dass das Ptolemäische Kosmosmodell nicht stimmen konnte. So hinterliess Brahe als exzellenter Beobachter die entscheidenden Daten, aus denen später der deutsche Mathematiker, Theologe und Astronom Johannes Kepler seine berühmten Gesetze der Planetenbahnen ableitete. Er entdeckte, dass Planeten auf Ellipsen und nicht auf Kreisbahnen die Sonne umlaufen und dass ein Planet umso schneller die Sonne umkreist, je näher er ihr ist. Für Kepler, der im Kosmos Gottes Schönheit und Harmonie aufspüren wollte, bedeutete die Eleganz seiner mathematischen Gleichungen auch theologisch eine befriedigende Entdeckung, entsprachen sie doch der Verlässlichkeit des Schöpfers, der wie ein Baumeister zu Werke ging.

## **Nach der Publikation des Bildes**

Viele Kollegen aus der ganzen Welt erzählen mir später detailliert, wie sie diesen einzigartigen Tag erlebt haben. Sie alle mussten Freunden, Nachbarn und der Presse erklären, was sich da eigentlich ereignet hatte. Die Woche nach der grossen Pressekonferenz vergeht im Adrenalinrausch. Wir sind Getriebene: Interviews, Vorträge, unzählige E-Mails und Textbotschaften zwischendurch. Wir hatten uns alle mit letzter Kraft bis zum Erscheinungstermin des Bildes durchgekämpft, und jetzt brenne ich meine letzten Reserven ab. Zum ersten Mal in meinem Leben verkrampft sich mein Herz ganz eigenartig – seit Wochen schon fühle ich mich wie ein Auto mit zu hoch eingestelltem Standgas, aber immer noch ist keine Pause in Sicht.



Das am 10. April 2019 publizierte Bild des Schwarzen Loches in der Galaxie M87 © Wikicommons

Sieben Vorträge in fünf Tagen stehen auf dem Programm. Und das während der Karwoche, die mir besonders wichtig ist, aber ich fühle noch nichts Österliches. Palmsonntag halte ich einen Vortrag im überfüllten Stadtmuseum von Nimwegen; am Gründonnerstag spreche ich vor den Astronomen in Cambridge. Erneut ist der Saal bis auf den letzten Platz gefüllt. Im Publikum sitzt Martin Rees, der britische Hofastronom, der in den 70er Jahren die Idee Schwarzer Löcher überhaupt erst hoffähig gemacht hatte. Jetzt sieht er mit eigenen Augen das erste Bild eines Schwarzen Lochs und stellt die entscheidende Frage: »Was sehen wir eigentlich auf dem Bild? Den Ereignishorizont?« – »Seinen Schatten!«, antworte ich und fühle mich im selben Augenblick wie ein Schatten meiner selbst. Der Hals kratzt, mir ist schwindelig, ich fühle, dass meine Kräfte verbraucht sind. Müde schlepe ich mich nach Hause – eigentlich waren Osterferien geplant.

Am nächsten Tag, dem Karfreitag, gehe ich wie jedes Jahr mit meiner Frau zu einem Gottesdienst der Kölner CVJM. Es ist der Ort, an dem meine Glaubensgeschichte begonnen hat. Wir hören die Geschichte über das Sterben und Leiden Jesu Christi: Am Palmsonntag unter dem Jubel der Menge empfangen, am Gründonnerstag Abschied gefeiert mit seinen Freunden, noch in dersel-

40

ben Nacht verraten und am Karfreitag durch Intrigen unschuldig verhöhnt und gekreuzigt. Ich sitze in der letzten Reihe, höre die Geschichte, denke an den Jubel der letzten Tage, aber auch daran, mit welchen Verletzungen er erkaufte wurde. Ich weine. Ich brauche jetzt die Osterruhe und die Osterkraft.

### **Das Jenseits mitten im Diesseits**

Was also erzählen Schwarze Löcher über uns Menschen?

Mir scheint, sie stehen wie kein anderes wissenschaftliches Phänomen für menschliche Grundängste. Sie sind eines der grossen Mysterien in den Weiten des Weltraums. In der Astrophysik markieren sie das ultimative Ende und sind der Inbegriff gnadenloser Zerstörungsmaschinen. Menschen spüren dies intuitiv. Schwarze Löcher symbolisieren in unserer Vorstellungskraft das alles verschlingende Nichts, eine Grenze, an der jegliches Leben und Verstehen aufhört – den Blick in den Höllenschlund eben.

Schwarze Löcher erzählen von einer Welt, die völlig anders ist als unsere. Licht bewegt sich dort nicht geradeaus, sondern im Kreis. Schaue ich nach vorne, sehe ich meinen Rücken. Die Zeit scheint für den einen beinahe stillzustehen, während sie für den anderen weiterfließt.

Nahezu mit Lichtgeschwindigkeit wirbelt Gas umher und kann apokalyptische Temperaturen erreichen, bei denen alle Materie in ihre Einzelteile zerlegt wird. Von Molekülen und Atomkernen bleibt nur noch eine glühend heiße Wolke aus Protonen und Elektronen übrig – Plasma eben. In ein Schwarzes Loch könnte ich hineinfallen, dort im Prinzip auch überleben und sogar wissenschaftliche Messungen vornehmen – aber ich kann niemandem jemals erzählen, was ich dort sehe. Keine Informationen verlassen ein Schwarzes Loch, nicht einmal Lichtwellen. Schwarze Löcher bringen uns dem Jenseits näher.

41

Das Jenseits existiert tatsächlich – selbst in der Physik. In der Allgemeinen Relativitätstheorie hat das Jenseits nichts Übersinnliches, sondern ist sogar wichtiger Teil der Theorie, welche die Welt in zwei Bereiche trennt: Das Diesseits ist der Raum, mit dem ich verbunden bin, aus dem ich Informationen erlangen kann und der mit mir kommuniziert. Und dann gibt es das Jenseits, den Raum, der fundamental jenseits meiner Erfahrbarkeit liegt. Von ihm erfahre ich nichts; er schweigt mich an. Getrennt werden die beiden Sphären durch meinen Horizont.

Hartnäckig und prinzipiell widersetzen sich Schwarze Löcher unserer Neugier und unserem Wahrnehmungsvermögen. Alles, was hinter dem Ereignishorizont verschwindet, bleibt dort, bis in alle Ewigkeit – zumindest wenn Einsteins Theorie die letzte Wahrheit ist.

Dieses ewige Jenseits der Schwarzen Löcher ist eine der grössten Herausforderungen der modernen Physik. In der Theorie ist der Raum hinter dem Ereignishorizont klar verortet, und doch existiert er nur in unserer Vorstellung. Er ist genauso real wie völlig unwirklich. Mit unseren Radioteleskopen können wir heute mit erstaunlicher Präzision sichtbar machen, wo in den Tiefen des Alls das Tor zum Jenseits liegt. Wir können es physikalisch beschreiben und sehen sogar, wie Licht als dunkler Fleck darin verschwindet und niemals wieder zum Vorschein kommen wird.

»Dort, genau dort ist es«, können wir sagen, »genau an dieser Stelle existiert ein Raum, der nicht von dieser Welt ist.« Nur um danach die Hände hilflos in den Schoss zu legen und uns einzugestehen, dass wir ihn nicht messen können. Schwarze Löcher sind das Jenseits mitten in unserem Diesseits.

«Sie waren ein Herz und eine Seele», heisst es von den ersten Christusgläubigen (Apostelgeschichte 4,32). Zu allen Zeiten haben sich darum Gläubige danach gesehnt, dass dies wieder Wirklichkeit wird: Dass sie in wahrhafter Liebe verbunden mit anderen zusammenleben und in der gegenseitigen Fürsorge wachsen und reifen können zur vollendeten Gemeinschaft mit Gott. Kurz nachdem Zwingli die Zürcher Ratsherren davon überzeugt hatte, dass sie ihre Stadt von den kirchlichen Gesetzen freimachen müssen, gingen seine radikalsten Anhänger einen Schritt weiter und wollten mit den wahrhaft Gläubigen die wahre Gemeinde bauen. 1525 publizierten sie die «Schleitheimer Artikel», in denen sie ihre wichtigsten Anliegen begründeten. Die Kindertaufe wurde als unbiblich abgelehnt. Der Streit darum begleitet seither die protestantischen Kirchen. Den Verfassern der «Schleitheimer Artikel» ging es aber vor allem darum, dass sie den «Bann» ausüben wollten. Sie wollten alle ausschliessen, die nicht dem Evangelium gemäss leben. Dazu, meinten sie, seien sie aufgefordert und berechtigt durch das, was Jesus seinen Jüngern Matthäus 18,15–18 sagt. Der Ausschluss derer, die sündigen, soll es möglich machen, dass die Gläubigen eine geheiligte Gemeinschaft bilden.

Die Täufer haben sich im Verlauf der Jahrhunderte in viele Strömungen und Gruppen aufgeteilt. Eine von ihnen ist bekannt unter dem Namen «Amish people». Sie sind Nachfahren einer Täufergemeinde, die aus der Schweiz und dem Elsass in die Vereinigten Staaten von Amerika ausgewandert sind. Sie fallen auf, weil sie sich der modernen Technik verweigern, immer noch in Kutschen fahren, die Männer bärtig, die Frauen in langen Röcken und Häubchen. Ihr Zusammenhalt und ihr fleissiges Schaffen sind beeindruckend.

### **Breaking the Silence: eine Videoserie aus erster Hand**

Josef Graber ist selber in einer amischen Gemeinde aufgewachsen und weiss zu schätzen, was er dadurch Gutes für sein Leben mitbekommen hat. Doch schon seine Mutter und sein Vater bekamen Zweifel. Sie haben für sich selber die Bibel zu lesen und zu studieren begonnen. Und haben die Widersprüche entdeckt, die zwischen den einzelnen Gemeinden und vor allem zwischen der Bibel und den Gewohnheiten und Lehrtraditionen ihrer Kirchengemeinschaft bestehen. Schliesslich sind sie ausgetreten. Nicht weil sie den Glauben verloren, sondern weil sie – wie sie überzeugt sind – zum Glauben gefunden haben.



Nun hat ihr Sohn Josef J. Graber eine sechsteilige Videoserie erstellt, in der er diesen Weg seiner Familie dokumentiert. Sie erlaubt einen seltenen Einblick in die so besondere Welt der Amish people. Dankbar erzählen die Filme von dem, was die sonntäglichen Zusammenkünfte und die alltägliche Hilfsbereitschaft insbesondere den Kindern an unschätzbarem Kostbarem schenken. Doch

sie dokumentiert auch, dass das nicht zu haben ist ohne Heuchelei und Intrigen, und dass der Anspruch der geistlichen Fürsorge Menschen eine Macht verleiht, die unweigerlich auch missbraucht wird. Schutzlose Gemeindeglieder werden gedemütigt und gekränkt und verletzt – umso leidvoller, weil der Machtmissbrauch bis in die tiefsten Tiefen der Persönlichkeit greift.

So sind die Filme ein kostbares Dokument dafür, dass es immer ein Geschenk ist, wenn tatsächlich die Gläubigen eine Zeit lang «ein Herz und Seele» sein dürfen. Organisieren und mit rechtlichen oder theologischen Forderungen absichern lässt sich das nicht. Im Gegenteil: Der Wunsch, eine sündlose Gemeinschaft zu bilden, schlägt um in den Anspruch der Macht, die fast unweigerlich auch missbraucht wird. Die Sünde, die auch die Gläubigen entzweit, kann hier auf Erden niemand auf Dauer überwinden. Nur wo sie sich offen zeigt, meint Niklaus von Flüe, sollen die «Ehrwürdigen» ihr widerstehen – ohne sich anzumassen, dass sie die Sünde je ganz ausmerzen können.

Wer die englische Sprache einigermaßen versteht, kann sich die Videos mit grossem Gewinn ansehen. Sie finden sich auf den Internet problemlos unter dem Titel: Amish, Breaking the Silence. Auf der Homepage der Stiftung ist der Link auf die Videos unter der Rubrik «Mitteilungsblatt» publiziert.

## «Von Liebe wegen»

Die Installation zum Bruder-Klausen-Brief in Winterberg ZH



In der Schweiz wissen leider nur wenige, dass die Protokolle der Tagsatzung und die Rechnungsbücher der Ratsherren hoch offiziell bestätigen: Der Friede, dem die Eidgenossenschaft ihre Ordnung und Lebenskraft verdankt, wurde von Bruder Klaus von Flüe vermittelt. Noch weniger wissen, dass uns von ihm nicht nur fromme Geschichten überliefert sind, sondern auch ein Brief, in dem er selber sagt, was er seinen Landsleuten für ihre Zukunft mitgeben wollte. Mit ganz wenigen Worten, ganz vielschichtig und präzise ausdifferenziert bietet dieser Brief eine «typisch schweizerische» Zusammenfassung der biblischen Botschaft.

Dieser Brief ist das wichtigste Dokument der Schweizergeschichte. Seinen Aussagen ist die Installation gewidmet, die zurzeit in einem Gaden in **Winterberg ZH** unweit von Effretikon und von Winterthur eingelagert ist. Sie kann auf Anfrage jederzeit besichtigt werden, gerne verbunden mit einer persönlichen Einführung. Gruppen finden bei einer Besichtigung viel Gesprächsstoff! Winterberg ist auch mit dem öffentlichen Verkehr gut erreichbar.

**Schürliacherstrasse 1, 8312 Winterberg ZH**

Telefon 079 594 58 94, [info@stiftungbruderklaus.ch](mailto:info@stiftungbruderklaus.ch)

### Tage der offenen Tür zum Eidgenössischen Dank-, Buss- und Betttag:

Freitag, 16. September 2022, 18.00 – 21.00 Uhr

Samstag, 17. September 2022, 10.00 – 18.00 Uhr

Sonntag, 18. September 2022, 11.30 – 17.00 Uhr

An diesen Tagen erleichtern regelmässige kurze Einführungen den Zugang zu diesem überreichen geistigen Erbe der Schweiz.



© Wikicommons

**Samstag, 20. August 2022, 14 Uhr**

**Kirchgemeindehaus Martinshaus, Rosengasse 1, 4410 Liestal BL**

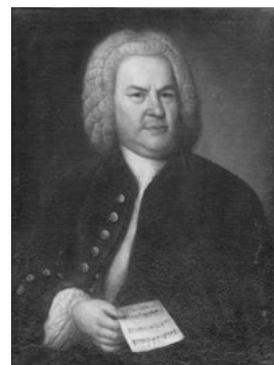
### «Allermeist durch den Glauben»

Sind wir gerecht, weil wir gegen den Krieg sind und für die Reduktion vom CO<sup>2</sup>-Ausstoss? Oder sind wir gerecht, weil wir effektiv etwas tun gegen den Krieg und die Klimaerwärmung? Sind wir gerecht durch unsere guten Werke? Oder durch unseren Glauben?

In neuen Formen bewegt uns die alte Frage, die der Apostel Paulus im Rückblick auf die alttestamentliche Geschichte seines Volkes Israel zugespitzt hat. Martin Luther hat zu seiner Zeit freigelegt, wie befreiend es ist, wenn der Gegensatz zwischen Gesetz und Evangelium mit schneidender Schärfe herausgestellt wird. Er hat aber auch erfahren, wie rasch dann andere Zwänge der Liebe den Atem rauben.

«Der Teufel tut manchen Einfall durch den Glauben und allermeist durch den Glauben», schreibt Bruder Klaus.

Der Nachmittag möchte dazu beitragen, dass wir in allem Verwirrenden und Unheimlichen zu der Klarheit finden, die für das Gottvertrauen und ein vernünftiges Handeln nötig ist.



© Wikicommons



**Samstag, 24. September 2022, 14 Uhr**

**Niklaushuus, Kirchstrasse 12, 4415 Lausen BL**

### «Wo Gott der Herr nicht bei uns hält»

Prof. Dr. Christian Brückner führt uns durch Johann Sebastian Bachs Kantate zum 8. Sonntag nach Trinitatis. Das gibt im zweiten Teil Anlass zum Nachdenken über «die Weisheit, das Allerliebste» (Niklaus von Flüe) und «die Hure Vernunft» (Martin Luther).

**Samstag, 19. November 2022, 14 Uhr**

**Yr Isebahn.** Zum 50. Todestag Mani Matters. Ort und Zeit werden später publiziert.

**Samstag, 20. August 2022, 17 Uhr, Reformierte Kirche Liestal BL:  
Abendmahlsfeier**

**Sonntag, 28. August 2022, 10 Uhr, Kirche Bettingen BS  
Heiliger Krieg**  
Predigt aus 1. Samuel 15

**Samstag, 24. September 2022, 17 Uhr, Kirche Lausen BL:  
Abendmahlsfeier**

**Sonntag, 16. Oktober 2022, 10 Uhr, Kirche Bettingen BS  
Beamtenmacht**  
Predigt aus Römer 13,1–37

**Sonntag, 13. November 2022, 10 Uhr, Kirche Bettingen BS  
Der humane Richter**  
Predigt aus Apostelgeschichte 17,16–32



Stiftung Bruder Klaus Postfach 436  
3770 Zweisimmen  
info@stiftungbruderklaus.ch  
www.stiftungbruderklaus.ch  
PC 49 - 80 000 - 6  
IBAN CH95 0900 0000 4908 0000 6

Kontakt:  
Pfr. Dr. Paul Bernhard Rothen  
Präsident  
Lindenstrasse 9  
8307 Effretikon  
pbtrothen@stiftungbruderklaus.ch  
T 079 594 58 94  
  
Brigitte und Daniel Zeller-Mathis  
Sekretariat  
Bahnhofstrasse 5  
3770 Zweisimmen

**Die Stiftung Bruder Klaus** dient dem geistigen Gehalt, wie er im Brief des Einsiedlers vom Ranft an den Rat von Bern zum Ausdruck kommt. Diesen Gehalt zum Nutzen der Familien, der politischen Gemeinwesen und der Kirchgemeinden und Kirchen zu erneuern, zu stärken und zu klären, vorrangig in der Schweiz, ist der Zweck der Stiftung.

*Stiftungsstatut vom 4. Dezember 1996.*

*Die Stiftung ist von der Steuerverwaltung des Kantons Bern aufgelistet unter den voll steuerbefreiten Institutionen. Vergabungen und Spenden an die Stiftung sind demnach von den Steuern abziehbar.*

Stiftung  
**G** Bruder  
Klaus

Gestaltung und Druck: Kopp Druck + Grafik AG, Zweisimmen

